In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 93. Posen, den 12. Oktober 1927. Nr. 93.

Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von Moritz Band.

12. Fortsetzung.

Aber auch in anderer Hinsicht sollte der Aufenthalt Beethovens im Eisenstädter Schlosse für ihn von Bedeutung sein. Der Fürst Esterhazy, einer der ersten und reichsten Mäzene des Reiches, lernte ihn dort kennen und schätzen, so daß er dem aufstrebenden jungen Künstler seine Förderung gerne widmete. Der ganze Wiener Hochadel war stets bei Esterhazy zu Gaste, und bei allen Festlichkeiten im Schlosse wurden den Gästen stets Tafelmusik und auserlesene Konzerte geboten. Die fürstliche Kapelle unter Haydns Leitung war seit jeher berühmt, und neben ihr tauchte nun der junge Beethoven auf, der bei intimen Abenden im Schlosse den Gästen des Fürsten seine außerordentliche Meisterschaft auf dem Piano zeigte. Haydn sprach von Beethoven, solange es sich nicht um dessen kompositorische Tätigkeit handelte, in den Ausdrücken höchster Anerkennung, und so kam es denn, daß die kunstbegeisterte aristokratische Gesellschaft für den jungen Beethoven begeistert und völlig eingenommen war.

Der Geburtstag der Fürstin sollte eine entscheidende Wendung im künftigen Schicksal Beethovens herbeiführen. Der Tag wurde durch ein Galadiner im Schlosse gefeiert, nach dem ein Konzert im Prunksaal stattfand, dem die vornehmsten Gäste aus Wien beiwohnten. Unter diesen waren außer dem Grafen Waldstein, dem ersten Gönner Beethovens, der angesehene Fürst Karl Lichnowsky und der russische Gesandte Graf Andreas Rasumoffsky, dessen Wiener Palais auf der Landstraße der Mittelpunkt des künstlerischen und gesellschaftlichen Lebens der Residenz war.

Das Konzert, zu welchem die besten Solisten der Wiener Oper als Mitwirkende eingeladen waren, fand den stürmischesten Beifall der vornehmen Gäste, der sich zum Enthusiasmus steigerte, als Beethoven zum Klavier trat und seine Produktion begann. Er spielte Variationen und war taktvoll genug, nur Haydnsche Themen zu wählen, um seinem Meister damit eine Huldigung darzubringen. Er spielte mit einem Feuer der Begeisterung, das ihn selbst wie seine Hörer aus der Wirklichkeit in die höchsten Sphären erhob, und sein Spiel riß ihn so hin, daß er kaum ein Ende fand . . . Mit atemloser Spannung hatte alles dieser hinreißend schönen Offenbarung seiner Kunst gelauscht, und als er schließlich doch endete und sich mit einer linkischen Verbeugung von seinem Stuhle erhob, da brach ein Jubel und Beifall los, wie er in diesem exklusiven Kreise wohl kaum je gehört und wie ihn der Festsaal des Schlosses, der schon die größten Künstler jener Zeit gesehen, noch niemals erlebt hatte . . .

Beethoven mußte sich immer und immer wieder verbeugen, sein blauer Frack war von der lebhaften Bewegung des Spieles verschoben, die Halsbinde schief und über das zuckende Antlitz perlte ihm der Schweiß herab. Sein Haar war emporgesträubt, sein Antlitz glühte, nur die Augen leuchteten in fast überirdischem Glanze, nicht wegen des Beifalls, der ihn umbrauste, sondern vor innerer Befriedigung. Er fühlte, daß er hier sein Bestes geboten hatte.

Fürst Esterhazy eilte auf ihn zu, drückte ihm warm die Hand und umarmte ihn herzlich. Dann führte er ihn zu seiner Gemahlin, die Beethoven in liebenswürdigsten Worten dankte, und dann ging es an ein Händedrücken und Beglückwünschen seitens der illustren Gäste, daß dem armen Beethoven ganz angst und bange wurde. Er war schließlich froh, als ihn sein Meister Haydn aus dem Kreise zog und ihn zur Seite nahm.

„Sie sind ein Teufelskerl, Beethoven,“ sagte er ihm, „und als Virtuose sind Sie der Besten einer unserer Zeit!“

Beethoven senkte stumm, für die Anerkennung dankend, den Kopf.

„Wenn Sie es mit dem Komponieren auch so weit bringen,“ fuhr Haydn fort, „dann wird es Ihnen wohl nicht fehlen!“

„Ich werd's versuchen, Meister!“ sagte Beethoven bescheiden.

Fürst Esterhazy trat nun in die Fensternische, in der die beiden standen.

„Lieber Haydn! Ich gratuliere Ihnen zu diesem Schüler!“

„Das hat er nicht von mir, Durchlaucht! Diese Kunst hat er schon aus seiner rheinischen Heimat mitgebracht. Bei mir lernt er die Komposition, und ich denke, er wird auch auf diesem Gebiete Respektables zu leisten vermögen!“

„Sie sind sehr gütig, Meister Haydn,“ warf Beethoven bescheiden ein. „Ich gebe mir jedenfalls alle Mühe, rechtschaffen zu lernen, Durchlaucht!“

„Meine Gäste sind ganz entzückt, ja begeistert,“ fuhr Esterhazy fort, „und mein Freund Lichnowsky, der es ganz besonders ist, läßt Sie bitten, lieber Beethoven, ein wenig zu ihm zu kommen. Er legt Wert darauf, Sie näher kennen zu lernen!“

Beethoven verbeugte sich tief. „Eine hohe Auszeichnung für mich!“

Fürst Esterhazy geleitete ihn zu dem Fürsten Lichnowsky, und Haydn sah ihnen überrascht und kopfschüttelnd nach.

„Das hat jedenfalls etwas zu bedeuten,“ sagte er leise vor sich hin. „Der Lichnowsky versteht was von Musik, und wenn der an Beethoven Interesse nimmt, dann kann sich der Junge gratulieren!“

Fürst Esterhazy trat mit Beethoven zu Lichnowsky hin, der eben mit dem Grafen Rasumoffsky in angelegentlichstem Gespräch in einer Ecke stand.

Lichnowsky ergriff Beethovens beide Hände und zog ihn an sich.

„Junger Mann, in Ihnen steckt ja ein Vulkan voll Musik! Woher haben Sie denn solche Phantasie und solche Meisterschaft?“ sagte er.

Beethoven lächelte verlegen und sah betroffen zu Boden. Solche Komplimente war er nicht gewöhnt.

„Durchlaucht, man tut was man kann und muß,“ sagte er leise.

„Sehr schön gesagt, mein lieber junger Freund! Doch nicht um Ihnen Komplimente zu machen, habe ich Sie zu mir hergebeten, sondern um etwas viel Bedeutenderen willen. Wie steht es um Ihre Existenz, lieber Beethoven?"

Beethoven stand ob dieser Frage wie vor den Kopf geschlagen da.

„Ich weiß nicht, wie ich das verstehen soll, Durchlaucht," sagte er leise.

„Nun, das ist doch ganz einfach, mein Lieber! Wie Sie vielleicht wissen werden, war ich mit Mozart sehr befreundet, und ich durfte mich mit Stolz seinen Schüler nennen," sagte Fürst Lichnowsky, der nur um zwölf Jahre älter war als Beethoven, „und da hab' ich eben ein besonderes Faible für die Musik und suche es entsprechend zu betätigen."

Beethoven hatte keine Ahnung, was Lichnowsky mit diesen Worten wollte.

„Auch ich war, allerdings nur ganz geringe Zeit, Mozarts Schüler," warf er ein, nur um überhaupt etwas zu erwidern.

„Das ist mir bekannt, ebenso, daß Sie jetzt unter unseres lieben Meisters Haydn Hand stehen. Nun, da habe ich mir gedacht, wir — das heißt, meine nächsten Freunde und ich — müssen für Sie etwas tun."

In Beethoven quoll es freudig auf, aber er wurde auch etwas verlegen.

„Ich erfreue mich der Gönnerschaft des Grafen Ferdinand Waldstein," sagte er dann rasch gefaßt, „der mir bisher die Mittel an die Hand gab . . ."

„Das ist recht schön von ihm, aber nach allem, was ich bereits über Sie gehört habe und besonders nach dem, was ich heute von Ihnen gehört habe, denke ich mir, daß für Sie etwas Besonderes geschehen muß. Mozart ist tot, und so steht unser musikalisches Ansehen in der Welt heute nur auf zwei Augen, auf unserem Haydn, der über sechzig Jahre zählt. Da heißt es für Nachwuchs sorgen!"

Fürst Esterhazy und Graf Rasumoffsky begleiteten die letzten Worte Lichnowskys mit einem Nicken der Zustimmung.

„Durchlaucht, ich bin tief gerührt von Ihrer Gnade," stotterte Beethoven ganz verlegen hervor. „Doch ich weiß nicht, warum gerade ich . . ."

„Das zu bestimmen," unterbrach ihn lachend der Fürst, „überlassen Sie freundlichst mir und meinen Freunden! Wir müssen etwas zum Protegieren haben, sonst sterben wir vor Langeweile."

„Ich weiß die hohe Gnade nach Gebühr zu schätzen, Durchlaucht!"

„Das wird sich alles erst ergeben, mein lieber Beethoven!" sagte Lichnowsky und klopfte ihm freundlich auf die Schulter. „Hier ist nicht der Ort und die Zeit, um uns über die Sache auszusprechen, aber wenn Sie mir morgen früh nach dem Frühstück für ein Stündchen das Vergnügen machen wollen, Herr Beethoven . . ."

Beethoven verbeugte sich tief. „Es wird mir eine hohe Ehre sein, Durchlaucht!"

„Darf ich auch mit dabei sein?" fragte Graf Rasumoffsky dazwischen.

„Ich bitte dich sogar darum, lieber Andreas, du sollst bei der Sache wie ich oder auch noch mehr beteiligt sein! Also, lieber Beethoven, ich erwarte Sie morgen um, sagen wir zehn Uhr in meinem Appartement, und bis dahin haben wir alle Zeit, uns die ganze Sache gehörig zurechtzulegen und zu überdenken."

Ein kräftiger Händedruck Lichnowskys beendete diese bedeutsame Unterredung, und mit einigen hastigen Verbeugungen verließ Beethoven die drei Fürsten, die willens waren, das Füllhorn ihrer Gnade über ihn auszuleeren . . .

Voll Gedanken, die wild durcheinander jagten, schoß Beethoven aus dem Festsaale, in dem er soeben einen so großen künstlerischen Triumph gefeiert und eine so verheißungsvolle Sicherung seiner künstlerischen Zukunft erfahren hatte, raste über die Treppe des Schlosses hinunter und schoß in den herrlichen Park hinaus, der sich von der Gartenfassade des Palastes die Berghöhe hinanzog. Er beachtete es nicht, daß er ohne Hut war; seine Stirn glühte in heißer Erregung, und der kühle Nachtwind strich um seine Schläfen, hinter denen sein Blut hämmerte . . .

Er lief um den kleinen Teich, stürmte über gebahnte Wege und mitten durch die gepflegten Anlagen dahin, bis er atemlos auf der Höhe des Hügels stand. Unten lag das Schloß, aus dessen hohen Fenstern und zwischen dessen griechischen Säulen Tausende von Kerzen erstrahlten. Er sah auf das Städtchen hinunter, das wie scheu die Anhöhe hinunterkroch, auf der das Fürstenschloß stand, in welchem sich heute und morgen sein Geschick entscheiden sollte . . . Es war zu viel, was da mit einemmal auf ihn eindrang.

Bei dem kargen Licht, das die Nacht da oben im Freien bot, ersah er eine Bank in seiner Nähe, eine steinerne Bank, auf die er sich hinwarf und die glühende Stirn auf die kalte Lehne preßte. Wie das kühlte! . . .

Beethoven rieb sich die Augen. War es Wahrheit oder nur ein schöner Traum? Nein, da lag das prächtige Schloß, in dem er die Leute mit seinem Spiele hingerissen; noch wogten die Gäste im Schloß hin und her und sprachen wohl noch über ihn, der sich losgerissen hatte und mit seinem zitternden Glück, seiner bebenden Freude in die Einsamkeit der Nacht und des Parkes geflüchtet war . . .

Durch die Nachtstille drang der Klang der Kirchenuhr von Eisenstadt, welche eine späte Stunde schlug. Ihn durchzuckte der Ton, der ihn ganz merkwürdig an den Ton der Uhr in Bonn erinnerte, die er früher im Vaterhause so oft und so gerne gehört . . . Die verlassene Heimat fiel ihm ein, der Rhein, das Vaterhaus, die Freunde, und wie eine Vision erschien ihm das Bild der geliebten Eleonore vor seinem geistigen Auge.

„Eleonore!" kam es schmerzvoll und sehnsuchtsbang von seinen Lippen.

Dann griff er in die Brusttasche seines blauen Fracks und zog ihr Bildnis hervor, das er mit glühenden Küssen bedeckte.

„Eleonore! Mein Schutzgeist! Mein Engel!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Nach einer fast schlaflosen Nacht stand Beethoven pünktlich um zehn Uhr morgens im Vorzimmer der Appartements im Schlosse, welches Fürst Lichnowsky und dessen Gemahlin Christiane bewohnten, und ließ sich durch den Diener bei dem Fürsten melden.

Nach wenigen Minuten erschien Lichnowsky und begrüßte ihn mit besonderer Herzlichkeit.

„Nun, lieber Beethoven, haben Sie gut geschlafen und recht schön geträumt?"

Beethoven verneinte lächelnd. „Weder das eine, Durchlaucht, noch das andere!"

„Nun, gleichviel! Wollen Sie mit in den Park gehen, dort können wir promenierend uns recht gründlich aussprechen. Ich habe Ihnen gar viel zu sagen!"

„In den Park?" fragte Beethoven wie betreten.

„Oder wollen Sie nicht? Der Schloßpark ist doch berühmt schön!"

„Ich war heute fast die halbe Nacht im Park."

„Also geschwärmt, junger Freund?"

„Nicht gerade das; aber ich mußte nach den Erregungen des Tages allein sein, um meine Ruhe wieder zu finden, Durchlaucht!"

„Das kann ich wohl verstehen, und um so besser wird Ihnen der herrliche Park im strahlenden Sonnenschein gefallen. Also, wollen wir gehen, Beethoven?"

Jovial schob der Fürst seinen Arm unter den Beethovens und zog ihn mit sich.

(Fortsetzung folgt.)

Franz Werfel:

Ruhe.

Die braune Lichtung wölbt sich feucht
In das erloschene Geleucht.
Der Himmel, beinern, widerhallt
Die runde Ruhe überall.
Es ist so still. Ich hör' die Bäume leben,
Und sterben hör' ich einen lieben Baum.
Dann schweigt auch dies. Ich bin von Raum.
Von Dämmerung nicht, von Raum bin ich umgeben.

Ein Hase springt durchs Strauch-Geäst.
Der lautlos nah sich niederläßt.
Er zittert nicht, daß ich ihm Leides tue.
Mit fernem Aug' schaut er mich an.
Als wäre ich nicht Mensch, nicht Mann.
Das Tier, ich und der Raum, ruh'n reglos in der Ruhe.

*

(Mit besonderer Genehmigung des Paul Zsolnay-Verlages Wien, dem Almanach dieses Verlages für das Jahr 1927 entnommen)

Ein Idealist.

Von Ventura Garcia Calderon.

Der weiße Mann, der den Code Napoleon auswendig wußte und so schöne Reitstiefel trug, beschloß, irgendwo in Peru ein Vermögen zu machen.

Auf der Universität von Lima, deren gewissenhafter Hörer er gewesen, hatte er alle möglichen edlen Grundsätze über Gleichheit der Rassen, Heiligkeit des Rechts und den Horror der früheren Sklaverei in sich aufgenommen. Deshalb fluchte er nicht zu sehr, als sein Führer, ein gerissener Indianer, mit dem vorausbezahlten Wochenlohn in der Tasche sich auf einem eisigen Andenplateau, der Heimat der Kondore, ohne Grund selbst seine Entlassung gab. Im Handumdrehen war er auf und davon.

Niemand konnte Auskunft geben. Wenn man Glück hat, so findet man dort oben ein verirrtes Lama oder einen umherschweifenden Indianer, der kein Wort spanisch spricht.

Das Maultier, klüger als sein Reiter, wollte kehrt machen, aber der weiße Mann war vierundzwanzig Jahre alt — ein Alter, in dem alles möglich scheint.

So kam es, daß der einsame Reiter gegen zehn Uhr abends bei einem Tambo anlangte, der, ein Asyl in dieser endlosen Kette von Bergen, wenigstens ein Dach und mit Lehm beworfene Wände aus Rohr besaß. Doch diese Zufluchtsstätte der Cordillera wies überdies noch den unerhörten Luxus eines chinesischen, durch Opium und die Reitpeitschen seiner Gäste milde gewordenen Wirtes auf.

Als der junge Mann sein hinkendes Maultier, das sich zu guterletzt noch einen Fuß verstaucht hatte, absattelte, kam ihm der Alte mit dem einnehmendsten Lächeln der Welt zur Hilfe, tötete das Tier durch einen Revolverschuß ins Ohr und ließ es an der anderen Seite des Weges in die Tiefe rollen. Aufstehen konnte es doch nicht mehr; warum sollte es also einem vor der Nase verfaulen?

Und um ihn zu trösten, erzählte der Chinese, daß in der Morgenfrühe der berittene Postbote vorbeikäme.

„Laden Sie ihn ein zu einem Glase Rum, dann wird er Ihnen sicher sein Reservetier überlassen."

Ein anderer Reisender hatte es sich in dem einzigen Raum des Tambos, der zum Essen und Schlafen, gleichzeitig aber auch als Stallung diente, schon bequem gemacht; ein langer Mestize, schwatzhaft und verschmitzt, der vor Freude, einen Gefährten seiner Einsamkeit kommen zu sehen, die Jungfrau und alle Heiligen anrief.

„Denken Sie sich Senor, ich glaubte bereits, die Nacht ganz allein mit diesem Schweinechinesen verbringen zu müssen."

Der bizarre Hotelbesitzer lächelte nur sanft bei dieser Beleidigung, als hätte er alle Bücher des fernen Ostens über die vollkommene Weisheit und die ungerechten Aufwallungen der Menschen gelesen. Zusammengekauert vor einem, von sieben brennenden Kerzen umgebenen schwarzen Buddha, hinter dem die Wand mit rotem Papier beklebt war, fing er an, mit leiser Stimme zu singen. Derweilen ging der Mestize — Don Tancredo Quispe — zu seinem an dem Feuer aus Lamamist wohlig schlafenden Maultier und schlug mit gebieterischem Ton eine Partie Würfel vor. Und während der erstickende Rauch des Feuers sich mit dem Duft von Sandelholz und Opium mischte, musterte Don Tancredo zwischen zwei Würfen seinen Partner vom Kopf bis zu den Füßen, sparte auch nicht an Höflichkeiten, wobei er ihn mit diesem rätselhaften Lächeln ansah, das in Peru eine Geschichte von drei Jahrhunderten hat.

„Wunderbare Reitstiefel, Senor! Wollen wir darum spielen?"

Nein, dem Senor genügte es, seine goldenen Pfunde den unglückseligen Würfeln anvertraut zu haben, was seine Seele nicht gerade besänftigte.

„Gut! Gut!" meinte der Mestize wohlwollend. „Es lag nicht in meiner Absicht, Ihnen den Kopf warm zu machen!"

Das war eine Redensart, weiter nichts, denn nun geruhte Don Tancredo dem jungen Herrn aus Lima, der ganz entschieden auf der Universität nichts gelernt hatte, die Art und Weise beizubringen, wie man Cocoblätter kaut, lange, lange, bis sich diese wonnige Betäubung einstellt, die süßer ist als der Schlaf.

Als der weiße Mann am folgenden Morgen mit der besten Laune von der Welt aufwachte, sah er weder Don Tancredo noch seine Reitstiefel, die zu gleicher Zeit aufgebrochen waren. Der Chinese hätte ihm einen Wink geben können, aber der mischte sich nie in die Affairen revolvertragender Reisender, ganz abgesehen davon, daß ihm seine Gebete wenig Zeit übrig ließen.

Noch fluchte sein Gast mit der ganzen Uebertreibung der Jugend, als der Postbote, ein vierschrötiger, glänzend berittener Mulatte, antrabte, hinter sich am Halfter ein Reservetier. Doch dieser Grünschnabel aus der Hauptstadt flößte ihm durchaus keine Sympathie ein; außerdem empörte ihn die Geschichte mit den Stiefeln.

„Warten Sie hier nur ruhig zwei oder drei Tage. Dann wird sich schon etwas finden!"

Leicht gesagt. Einige Tage Einsamkeit auf einem eisigen Gipfel der Anden sind nicht jedermanns Sache.

Der Mulatte saß auf und spuckte noch verächtlich in weitem Bogen aus, als eine Hand seine Zügel ergriff und ein Revolver vor seinem Gesicht auftauchte. Als guter Kreole verstand er sofort, sprang ab, ließ sich seine eigene Waffe aus dem Gürtel ziehen und bestieg sein zweites, ungesatteltes Maultier.

Nun weinte der Grünschnabel wirklich; aber vor Scham. Dann ritt er ab. In Gedanken bei gewissen Paragraphen des Code Napoleon, der übrigens, zusammen mit seinem Diplom als Doktor juris in seinen Satteltaschen steckte. Das neue Maultier war vorzüglich und brauchte glücklicherweise nicht die mit den Stiefeln verschwundenen Sporen. Freude, frisch und morgendlich wie der zarte Tau auf der leichten Grasnarbe der Puna, füllte sein Herz. Guten Mutes schlängelte er sich an den Berglehnen entlang, passierte die schneebedeckten Gipfel, beobachtete, wie die Kondore über ein Alpaka herfielen, und sah sich plötzlich vor einem Kruzifix.

Doch nicht allein! An das eiserne Gitter war eine kniende Frau angebunden, über deren nackten Rücken Blut rieselte. Mit elastischem Rohr schlugen zwei Indianer langsam und berechnet zu, ganz methodisch, wie man Korn drischt. Die gellenden Schreie des Opfers stiegen zum nahen Himmel, und der weiße Mann, der seinen Don Quichotte kannte, fühlte einen hochherzigen Eifer, allem Unrecht der Welt Einhalt zu tun.

Die Indianer, die bei seinem Erscheinen, die Züchtigung unterbrochen hatten, sahen ihn mit bösen Augen an, als er sie aufforderte, die Unglückliche in Frieden zu lassen. Zweifellos waren sie beherzter als die meisten dieser unterworfenen Rasse, denn schnell wie ein Blitz rissen sie ihn aus dem Sattel, um ihn gehörig zu verprügeln, bis er sich aufrichten und zu seinem Revolver greifen konnte.

Niemals wird man wissen, durch welche teuflische List die Indianer urplötzlich verschwanden. Der weiße Mann blieb allein mit der stöhnenden Frau, die den Kopf nach ihm drehte, ohne Zweifel, um ihren Befreier zu bewundern. Allerhöchsten sechzehn Jahre alt, schön wie die klagende Maria Magdalena — — — —

Sie stand auf, dehnte ihre erstarrten Glieder. Dann ging sie auf ihren Retter zu und spuckte ihm mitten ins Gesicht.

„Supaipa — guaga! Du Sohn des Teufels!" rief sie in ihrem mit spanischen Worten gemischten Quenchuadialekt, unter seltsamen Zeichen, die sicher das Tal und seine Toten zu Zeugen ihrer Verwünschung einluden. „Mich schlagen, weil liebt. Mein Gatte!"

Doch bevor sie ging, riß sie sich noch eine Wimper aus, um sie nach ihrem Befreier zu blasen, was, wie alle Welt weiß, den ernsthaftesten Schaden verursachen, auch die Rachegeister der Inkanekropolen erwecken kann.

Der weiße Mann hatte sich einen Augenblick niedergesetzt, die Augen auf die Christusstatue geheftet. Etwas Eigenartiges, etwas sehr Schmerzliches mußte in ihm vorgehen, denn er wurde bleich wie eine Mumie. Dann nahm er aus seiner Satteltasche den kleinen Code Napoleon, schritt zum Rande des Wegs und warf das Büchlein in den Abgrund — mit ihm einen ganzen Pack nutzloser Illusionen.

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Spanischen von Otto Albrecht van Bebber.)

Wie untersucht man Perlen und Edelsteine?

Die künstliche synthetische Herstellung von Edelsteinen und Perlen hat mit der Technik in den letzten Jahren solche Fortschritte gemacht, daß es für den Laien unmöglich, aber selbst für den Fachmann in vielen Fällen außerordentlich schwierig ist, die Echtheit oder Unechtheit eines Edelsteines oder einer Perle festzustellen. Mit den unseren alten Juwelieren noch bekannten Methoden ist das jedenfalls heute nicht mehr möglich. Auch der Fachmann kann ohne komplizierte, wissenschaftliche Instrumente eine zuverlässige Entscheidung über die Echtheit eines Geschmeides in vielen Fällen nicht mehr treffen. Die Untersuchungsmethoden für Edelsteine und Perlen sind eine Wissenschaft für sich geworden, haben zur Ausbildung von Apparaten geführt, die mit zu den kompliziertesten physikalischen Apparaten überhaupt gehören.

Bei den Edelsteinen besteht, sofern sie geschliffen sind, die Hauptuntersuchungsmethode in der Bestimmung der Brechungswinkel, die das Licht erfährt, das auf sie fällt. Ein verhältnismäßig einfacher Apparat, der zur Feststellung der Brechungswinkel dient, ist das von Prof. Johnsen konstruierte Brillantoskop. Es besteht aus zwei matten Glashalbkugeln, die von unten her von einem starken Lichtstrahl durchströmt werden. In die eine dieser Halbkugel legt man einen bekannten echten Diamanten, der Stein, der untersucht werden soll, wird in die andere Halbkugel gelegt. Das Licht bricht sich in den Steinen und aus der Art dieser Brechung kann der Fachmann gewisse Schlüsse auf die Güte des Brillanten ziehen. Allerdings eignet sich diese Methode mehr zur Feststellung des Schliffs, der ja für die Diamanten von besonderer Bedeutung ist. Zur eigentlichen Identifizierung der Edelsteine dient das viel kompliziertere Reflexionsgoniometer. Auch hier arbeitet man nach dem Prinzip der Brechung

der einfallenden Lichtstrahlen durch die Edelsteine. Eine Gasflamme, deren Licht man durch Natriumsalze färbt und die so ein einfarbiges monochromatisches Licht spendet, wird gegenüber dem zu untersuchenden Edelstein aufgestellt. Durch ein besonderes optisches Gerät, das auch aus der Spektralanalyse bekannt ist, den Kollimator, werden die Strahlen des Lichtes parallel gerichtet und fallen so auf den zu untersuchenden Kristall. Dieser bricht nun das Licht in ganz bestimmter Weise je nach seiner chemischen Zusammensetzung und der Lagerung seiner Atome. Diese Brechung wird in einem besonderen Fernrohr beobachtet, in das ein Meßkreis eingeschaltet ist. Durch Ablesungen der Winkelstellung an diesen Meßkreis läßt sich mit Hilfe der Tabellen der Charakter und Wert des Edelsteines schnell berechnen.

Die Bedienung dieses Apparates erfordert naturgemäß langjährige Uebung, da das genaue Ablesen die erste Vorbedingung für die Richtigkeit der Definition ist. Infolgedessen ist auch der einfache Juwelier gar nicht in der Lage, derartig wissenschaftliche Wertbestimmungen der Edelsteine vorzunehmen. In Berlin ist ein besonderes Institut errichtet, das sich mit der Prüfung von Edelsteinen befaßt.

Noch komplizierter fast ist das Verfahren zur Feststellung der echten Perlen. Die Mode geht hier von der Entstehung der Perle aus. Man weiß, daß die echte natürliche Perle in der Perlmuschel durch das Vorhandensein eines winzig kleinen Fremdkörpers erzeugt wird. Die Perlmuschel sieht sich durch diesen Fremdkörper gestört und belästigt und hüllt ihn deshalb in die glatte, Perlsubstanz. Die auf diese Weise entstandene Perle zeigt stets einen verhältnismäßig kleinen Kern, dagegen eine dicke Wandung. Die künstlich erzeugten japanischen Zuchtperlen sind zwar auf dieselbe Art entstanden, aber man hat den Fremdkörper künstlich der Perlmuschel eingefügt. Dieser Fremdkörper ist stets eine Perlmutterkugel, die aus einem Stück einer Muschelschale gedreht ist. Nachdem dieses Perlmutterkügelchen der Perlmuschel eingefügt ist, läßt man sie auf die Perlenbank mit Hilfe von Drahtkörben hinab, um sie nach 7—8 Jahren wieder an die Oberfläche zu befördern. Die Perlmuschel hat inzwischen um die Perlmutterkugel ebenfalls eine Wandung aus Perlensubstanz gebaut, und die so entstandene Perle kann häufig sowohl ihrem Aussehen als auch ihrem spezifischen Gewicht nach von einer echten Perle nicht unterschieden werden.

Die Methode zur Prüfung der Perlen muß deshalb versuchen, Genaueres über den Kern dr Perle festzustellen. Für durchbohrte Perlen benutzt man zu diesem Zweck das von Prof. Michel gebaute Perlenmikroskop, mit dem man innerhalb des Bohrkanals Feststellungen über den Kern der Perle machen kann. Doch versagt dieser Apparat bei undurchbohrten Perlen und hier gibt es bisher nur einen, von Prof. Nacken in Frankfurt am Main konstruierten Apparat, der auf dem Verhalten der Perlmutterkugel in magnetischem Felde beruht. Perlmutter besteht aus parallel geschichteten Aragonitplättchen, die in bezug auf die kristallographischen Achsen verschieden diamagnetisch sind. Geraten sie also zwischen die Pole eines Elektromagneten, so stellen sie sich in einer ganz bestimmten Richtung ein, wie die Nadel eines Kompasses. Hängt man deshalb eine Perle mit einem Perlmutterkern, also eine künstlich gezüchtete Japanperle an einen ungedrehten Naturkokonfaden, in den elektromagnetischen Apparat, so gerät nach Einschaltung des Stromes die Perle so lange in Drehung, bis die Schichten des Perlmutterkerns den Kraftlinien des Magnetfeldes parallel laufen. Eine echte Perle, die also nicht über den Perlmutterkern verfügt, gerät deshalb auch nicht in Drehung, und hält sich in dem elektromagnetischen Felde völlig ruhig.

Von Schauspielern und Theaterdirektoren.

Nacherzählt von **Paul Mayer.**

Vor der französischen Revolution gab es ein besonderes Gefängnis für Schauspieler, die sich eines Berufsvergehens schuldig gemacht hatten. Die berühmte Tragödin Clairon war dazu verurteilt worden, einen Monat in diesem Gefängnis zuzubringen, weil sie sich einmal geweigert hatte zu spielen. Als sie abgeführt werden sollte, sagte sie würdevoll: „Herr Kommissar, ich muß mich der Autorität des Königs beugen. Ueber mein Vermögen, über meine Freiheit, ja sogar über mein Leben kann er verfügen, aber er wird merken, daß er über meine Ehre nicht zu bestimmen hat."

„Gnädige Frau," erwiderte der Beamte, „Sie haben recht. Wo nichts ist, hat der König sein Recht verloren!"

*

Der Schauspieler D., der furchtbar dick war, hatte ein Duell. Sein Gegner machte ihm einen Kreidekreis auf seinen Bauch und sagte dabei: „Die Chancen müssen gleich sein. Was außerhalb des Kreises ist, zählt nicht mit."

Man lachte und ging frühstücken.

*

Talma nahm es sehr ernst mit seinen Rollen und studierte sie sehr eingehend. Als er erfuhr, daß er statt der Rolle des Augustus, in die er sich eingelebt hatte, die Rolle des Nero im „Britannikus" spielen sollte, sagte er: „Acht Tage bilde ich mir ein, Augustus zu sein, und da glauben Sie, daß ich hier mir nichts dir nichts den Nero mimen kann?"

*

Während der Schreckenszeit wurde der italienische Musiker Poppo vom Revolutionsgericht nach seiner Berufstätigkeit gefragt.

„Ich spiele Violine."

„Was machtest du, als der König noch regierte?"

„Ich spielte Violine."

„Willst du dem Volke dienen?"

„Ich werde Violine spielen."

Er wurde nicht zur Guillotine verurteilt.

In einem Pariser Theater war einmal Ebbe in der Kasse und die Künstler wurden mit Redensarten abgespeist, wenn sie ihre Gage holen wollten. Dem Schauspieler B. wurde das schließlich zu dumm, und er fragte den Kassierer. „Wo ist der Verwaltungsdirektor?"

„Er ist nicht da."

„Dann will ich den Direktor sprechen."

„Der ist auch nicht da."

Am nächsten Tage wiederholte sich dieser Dialog. Aber B. ließ nicht locker. Aus dem Fundus holte er sich ein altes Gewehr, lud es mit einer Platzpatrone und feuerte es vor dem Direktionszimmer ab. Der Verwaltungsdirektor und der Direktor stürzten schreckensbleich aus ihrem Zimmer.

„Ich bin entzückt, Sie zu sehen," sagte der Schauspieler lächelnd. „Man hatte mir versichert, daß Sie nicht anwesend wären, aber jetzt bin ich vom Gegenteil überzeugt."

Allerlei Wissen.

Warum werden wir alt? Eine neue Theorie über das Altwerden veröffentlicht ein englischer Arzt. Er schiebt die Erscheinung der Ueberlastung des Blutsplasma durch nicht verdaute Nahrungsmittel zu. Dadurch ist das Plasma nicht mehr in der Lage, die Ermüdungsstoffe im Blut vollkommen auszuscheiden.

Die mathematische Stadt. Es gibt, wie Bienstock und Curnonsky in ihrem Buch „Le Livre de Chevet" erzählen, eine französische Stadt namens Albert, über die ein statistisches Amt folgende exakten Feststellungen gemacht hat: „Die Stadt Albert, die auf dem 50. Breitengrade liegt, ist genau 5555 Kilometer, 55 Meter und 56 Zentimeter vom Aequator entfernt und genau 4444 Kilometer, 44 Meter und 44 Zentimeter vom Nordpol."

Der Tod unter den Rädern. — In acht Jahren 137 017 Tote. Einem Bericht des „National Automobile Chamber of Commerce" zufolge, sind in den letzten acht Jahren in den Vereinigten Staaten Nordamerikas mehr Menschen durch Automobile getötet worden, als die Gesamtzahl der gefallenen amerikanischen Soldaten im Weltkriege betrug. Vom 1. Januar 1919 bis zum 31. Dezember 1926 betrug die Zahl derjenigen, die durch Autos umkamen, 137 017; die Zahl der gefallenen amerikanischen Soldaten ist 120 050. Seit November 1918 wurden 3½ Millionen durch Autos verwundet. Von den Toten und Verwundeten waren 26 Prozent Kinder.

Fischkäse. Bei den türkischen Fischern an den Küsten des Marmara-Meeres und der Dardanellen gehört der Fischkäse zu den fast unentbehrlichsten Nahrungsmitteln. Dieser eigenartige, aber sehr pikant schmeckende Käse wird in der Weise hergestellt, daß man den Rogen verschiedener Fische trocknet, worauf man die Masse in Wachs oder dünne Fischblasen einschließt und stark zusammenpreßt, bis sie ziemlich fest, also etwa von käseartiger Beschaffenheit wird. Verspeist wird der — auch sehr gut haltbare — Fischkäse mit Essig, Oel und etwas Pfeffer, wobei man die in feine Scheiben geschnittene Masse in die Soße taucht.

Kirchenglocken aus Porzellan. Die Staatliche Porzellanfabrik in Meißen ist mit der Herstellung eines Glockenspiels für den Stadtkirchturm beschäftigt. Von 40 dazu nötigen Glocken sind über die Hälfte bereits fertig. Ausführender Künstler ist Professor Börner. Diese neuartigen Glocken sollen einen wunderbaren, bisher nie gehörten Klang geben.

Opfer des Gelbfiebers. Der hervorragende Londoner Pathologe Prof. Adrian Stokes, der als Mitglied der Rockefeller-Kommission zur Bekämpfung des gelben Fiebers eine Forschungsreise nach Westafrika unternommen hatte, ist in Lagos dieser Krankheit erlegen.

Fröhliche Ecke.

Ein Fehler. A.: „Warum hast du dich von deiner Braut getrennt?"

B.: „Weil sie einen Fehler hat."

A.: „Was für einen denn?"

B.: „Es fehlt ihr — der Mammon."

Der originellste Selbstmord. Der berühmte Münchener Komiker Karl Valentin sagte einmal, als vom Selbstmord die Rede war: „I bin für an originell'n Selbstmord — i bleib leben!"

Junggesellen unter sich. „Interessant wäre es zu wissen, ob Alfred die Bankierstochter aus Liebe oder aus Interesse geheiratet hat."

„Ich weiß es!"

„Na, und . . .?"

„Das Mädel aus Interesse und das Geld aus Liebe."

Die Resolution. In ein Wolgadorf kommt aus der nahen Kreisstadt ein „wissenschaftlicher Instruktor", um einen Vortrag über Kopernikus aus Anlaß irgendeines Jahrestages zu halten. Alles geht in schönster Ordnung vor sich und zum Schluß nimmt die Versammlung in gewohnter Weise auf Antrag des Redners die folgende Resolution an: 1. daß sich die Erde um die Sonne bewegt, 2. die Tätigkeit des Genossen Kopernikus ist zu billigen und 3. der Sowjetregierung ist zu danken . . .

Kunstfreundin.

„Warst du wirklich nie in unserem Museum?"

„Nein. Es hat nie geregnet, wenn ich in der Nähe war."

Verantwortlich: Hauptschriftleiter **Robert Styra, Pognau.**